

Die Klassenkampfmaschine

Der Neoliberalismus beginnt mit der Kritik freier Märkte und träumt von der Aktivierung des Staates – bloß für wen? Der Politikwissenschaftler Thomas Biebricher analysiert das neoliberale Paradox

FELIX KLOPOTEK

Keine persönliche Geschichte des neoliberalen Diskurses: Wie üblich schickte mir der Redakteur nach dem Redigat meinen Artikel zur Schlussabnahme. Ich wunderte mich, dass die Wörter Neoliberalismus und neoliberal konsequent gestrichen waren. Auf Nachfrage antwortete der Redakteur, wenn ich Kapitalismus meine, solle ich das auch schreiben, »Neoliberalismus« verschleierte bloß den wahren Sachverhalt. Etwas später, gleiche Zeitung, gleiches Ressort, aber anderer Redakteur. Auch hier wieder: durchgehende Tilgung des Begriffs Neoliberalismus aus dem Text. Ich schrieb über eine wirtschaftspolitische Entscheidung der damaligen Bundesregierung. Der Bescheid des Redakteurs: Die BRD, das Land des Korporatismus und der Sozialpartnerschaft, sei nie neoliberal gewesen, das Schlagwort fehl am Platz. Kürzlich verkündete die Zeitung auf ihrem Titel, die Bundesrepublik sei schon seit Längerem Vorkämpferin des Neoliberalismus. Es ist kompliziert.

Schlagwort Neoliberalismus

Wollte man in den vergangenen 25 Jahren als Linker mit einem Schlagwort auch jenseits der eigenen Resonanzräume Gehör finden, ging einem nichts so schnell über die Lippen wie Neoliberalismus. Der Zeitraum ist mit Bedacht gewählt: die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet derzeit 1630 Datensätze, die in Verbindung mit dem Suchbegriff Neoliberalismus stehen; davon sind über 90 Prozent ab 1996 gelistet. Ein Großteil verweist auf Buchtitel, die sich analytisch-kritisch bis polemisch mit ihm auseinandersetzen.

Neoliberalismus war: Privatisierungswahn; Fixierung auf selbstregulierende Märkte; nationale Sparpolitik; Polemik gegen Sozialstaat und »Anspruchsdenken« sozialer Minderheiten; Polemik gegen gesellschaftliche Utopien – es galt das auf Margaret Thatcher zurückgehende TINA-Prinzip: »There is no alternative«. Nicht zu vergessen die Selbststauhöhlung der Sozialdemokratie, die europaweit in der zweiten Hälfte der 1990er Jahre diese ökonomisierte Politik überhaupt erst offensiv in Gang brachte. Gegen dieses Regime richtete sich weit über marxistische Kreise hinaus ein diffuses Unbehagen, das – Dialektik des Diffusen – in immer neuen Anklageschriften, immer neuen Anläufen, die Persistenz des Neoliberalismus zu verstehen, mündete. Hätte man, sagen wir 2007, einen Essay über den Zusammenhang von Profitratenfall qua Überakkumulation und dem Aufblähen der sogenannten Finanzindustrie geschrieben, wäre als Publikationsort wohl bloß ein amerikanisches Wissenschaftsmagazin mit marxistischem Einschlag geblieben, wohingegen Sahara Wagenknecht mit ihrer Polemik gegen den Neoliberalismus damals schon ein Medienstar war.

Nach der Finanzkrise

Ein Jahr später, 2008, schien, zumindest aus theoretischer Sicht, alles wieder ins Lot zu kommen. Die Finanzkrise brach aus, und Aspekte der Marxschen Theorie, die man bis dahin für esoterisch hielt, waren so klar und eindeutig wie nie: Man musste die Umwidmung von Schuldtiteln zu »Finanzprodukten« und die mannigfaltigen Arten, mit ihnen zu spekulieren, nicht en détail verstehen, um zu sehen, dass das Kapital – erstmals wirklich im Weltmaßstab – an einer lang aufgestauten Überakkumulation krankte, die durch die Flucht des Kapitals aus den gesättigten Produktionsstrukturen in Finanzspekulationen nur aufgeschoben wurde. Der Neoliberalismus schien als Zeitgeistideologie des Kapitals entlarvt, jetzt endlich konnte man ungeniert von Kapitalismus reden.

Irgendwie traf das zu – und irgendwie auch nicht. »Kapitalismuskritik« wurde zu der intellektuellen und künstlerischen Mode des vergangenen Jahrzehnts, politisch verbunden war damit – nichts. Die oben zitierten Merkmale des Neoliberalismus, auf die sich vermutlich die meisten Linken, bei allem was sie trennt, einigen könnten, sind in jeder nationalen wie europäischen Etappe der herrschenden Politik seit 2009 zu identifizieren. »Untote leben länger. Warum der Neoliberalismus nach der Krise noch stärker ist« lautete 2015 der passende Titel von Philip Mirowskis Analyse des offensichtlich ewigen (Nach-)Lebens des Neoliberalismus.

Antipolitik und Technokratenherrschaft

Diese Revue hat nur einen Haken: Wo sind die Neoliberalen? Oder besser: Wer sind sie? Es existiert aktuell und schon seit Jahrzehnten keine nennenswerte intellektuelle Strömung, die sich neoliberal nennt, ja, die über-

haupt den Fehdehandschuh aufnahme, den ihr Linke hinwerfen. Die Inexistenz von zeitgenössischen neoliberalen Vordenkerinnen hat schließlich dazu geführt, dass Kritiker diesen Begriff fallen ließen. Nicht aus grundsätzlichen Erwägungen, sondern aus taktischen. In der Öffentlichkeit war der Begriff bloß noch polemisch konnotiert, wer ihn im Munde führte, konnte doch eigentlich an einer sachlichen Debatte kein Interesse mehr haben. »Falls der Neoliberalismus also tatsächlich die Welt regierte, wäre er kurioserweise ein Neoliberalismus, der ganz ohne Neoliberale auskommt und den noch nicht mal seine Gegner beim Namen zu nennen wagen – ein wahrhaft teuflischer Trick«, schreibt der Politologe Thomas Biebricher in »Die politische Theorie des Neoliberalismus«, der deutschen Fassung seiner 2018 auf Englisch veröffentlichten Habilitationsschrift. Biebricher nimmt dieses Paradoxon ernst. Diese politische Theorie läuft auf eine Antipolitik hinaus.

Es schwirren einem Namen durch den Kopf, Boris Johnsons Brexit-Berater Dominic Cummings, Jeroen Dijsselbloem, der gnadenlose Gegenspieler von Yanis Varoufakis in der Griechenland-Krise 2015 – Dijsselbloem ist übrigens Sozialdemokrat –, der Ökonom und Trump-Einflüsterer Arthur Laffer, auch Wolfgang Schäuble – aber das sind Architekten der Macht, Technokraten, die intellektuell ohne Ambitionen sind. Biebricher hält sich mit solchen Leuten auch gar nicht länger auf, sondern geht in die Zeit zurück, in der es tatsächlich neoliberale Großtheoretiker gab. Er nennt: Walter Eucken, Wilhelm Röpkke, Alexander Rüstow, Friedrich August Hayek, Milton Friedman und James Buchanan, sie begründeten Ende der 1930er Jahre auf Konferenzen und in zeitdiagnostischen Büchern den Neoliberalismus.

Rettet den Markt!

Was Biebricher in den Schriften der neoliberalen Vordenker entdeckt, lässt zahlreiche Kritiken zu Klischees gerinnen, denn: »Wenn wir (...) die mehr oder weniger energische Distanzierung der neoliberalen Gründungs-väter von einer Politik des Laissez-faire ernst nehmen, dann ist es geradezu unmöglich, den Neoliberalismus als Doktrin sich selbst regulierender Märkte zu charakterisieren.« Richtig gelesen, die Neoliberalen beginnen mit einer Marktkritik. Am Anfang ihrer theoretischen Anstrengung steht die Abrechnung mit den »Altliberalen«, die blind auf die selbstregulierenden Kräfte des Marktes gesetzt hätten, die kein politisches Instrumentarium zur Bewältigung von Krisen entwickelt und so ahnungs- wie begriffslos einer fatalen Entwicklung beigewohnt hätten. Sie führte vom Liberalismus geradewegs zu einem (freilich nicht-marxistischen) Sozialismus. Noch heute sind in den USA »Liberals« eher mit hiesigen Sozialdemokraten – links von Olaf Scholz – gleichzusetzen.

Die Kritik der Neoliberalen ist freilich affirmativ: Sie wollen den Markt vor sich selbst retten, wenn das freie Spiel der Kräfte dafür sorgt, dass sich dort immer mächtigere Kollektivsobjekte – hier Arbeitskraftkartelle (Gewerkschaften), dort Monopolkapitale – gegenüberstehen und die Freiheit der privaten Initiative abwürgen; sie wollen die Demokratie von allem utopischen Überschuss reinigen, der für sie zu politischem Totalitarismus führt; sie wollen das entkoppelte Individuum und seinen schrankenlosen (Ego-)Rationalismus einbetten in Tradition, Moral und Familie. Die Kurzdefinition lautet nach Biebricher: Neoliberalismus zielt auf die Restauration »kapitalistischer Märkte, die in autoritäre politische Formen eingebettet sind«. Übrigens nannten zeitgenössische Kommentatoren Adenauers Wirtschaftspolitik in den frühen BRD-Jahren neoliberal.

1938 sahen sich Hayek & Co. umzingelt von Kollektivismen – Faschismus (vor dem sie fliehen mussten), Bolschewismus, New-Deal-Ökonomie in den USA. Sie halten diese Phänomene, und darin liegt ihre Kühnheit, für moderne, zeitgemäße. Es sind keine Rückschritte, sondern sie erwachsen, direkt oder indirekt, aus einem Versagen des Liberalismus. Der Neoliberalismus ist antisfaschistisch, insofern er antikommunistisch ist. Aber sein Hauptgegner ist John Maynard Keynes, der zwar auch den Kapitalismus retten will, aber indem er ihn sozialistischer machen will.

Politische Ökonomie

Biebricher, der sich zu jenen Liberalen zählen dürfte, die den Neos als kryptosozialistisch galten, macht an dieser Stelle einen geschickten Move, der seinen sehr informierten, aber eben auch behäbigen Gedankengang für Linke ergebnis macht. Er spart sich den Zwang, auf Biegen und Brechen eine neoliberale Schule zu konstruieren: »Es handelt sich nicht um eine geteilte Doktrin, son-

dern vielmehr um das, was ich als neoliberale Problematik bezeichne, die sich um die Bedingungen der Möglichkeit von funktionierenden Märkten dreht.« Allen Neoliberalen gemein ist die Sensibilität für ein reales Problem – das Versagen der Märkte, die nicht von sich aus eine Harmonie von Angeboten und Nachfragen zu garantieren in der Lage sind. Damit aber reagiert der Neoliberalismus auf antagonistische Konflikte, die auf der Zurichtung und Enteignung gesellschaftlicher Arbeit durch Privateigentum und Kapital beruhen.

Dieser Konflikt drohte in der Zeit nach 1917 die konventionellen staatlichen Regulationsmechanismen zu überfordern. Biebricher drückt das zwar nicht klassenkämpferisch aus, benennt aber die neoliberale Bewertung dieses Konfliktes exakt: »Das neoliberale Denken verfügt über eine genuin politische Dimension, die einen integralen Bestandteil der neoliberalen Problematik darstellt und keineswegs nur ein zu vernachlässigendes Anhängsel des vielbeschworenen Glaubens an selbstregulierende Märkte.« Im Klartext: Klassenkampfsituationen sind weder rein repressiv zu lösen, noch wachsen sie sich im Verlauf der kapitalistischen Entwicklung aus, sondern verlangen eine politische Antwort. Der Erhalt der Ökonomie des Privateigentums muss gesellschaftlich gesichert werden.

Klassenkampf von oben

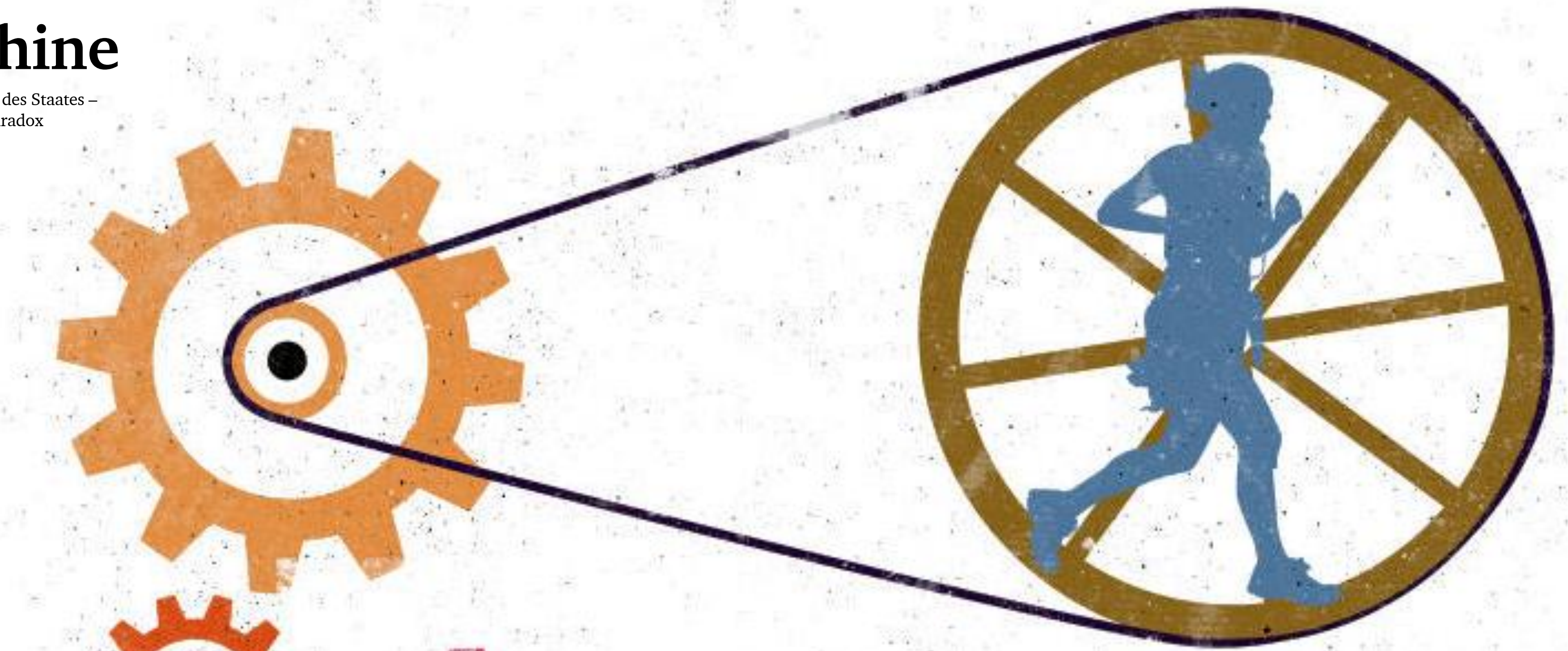
Der Neoliberale träumt nicht von einem Rückbau des Staates, sondern von seiner Aktivierung. Wo der keynesianische Staat in der Krise sich als Wachstumsmotor an die Stelle des Kapitals setzt und die Investitionstätigkeit politisch-öffentlich simuliert, soll der neoliberale Staat das zerstören, was bislang dazu geführt hat, dass die Märkte aus ihrer Fassung springen: soziale, sich politisch artikulierende Kollektivsobjekte. Alle Elemente einer bürgerlichen Demokratie, die dazu führen können, dass die Leute an mehr denken als an individuelle Nutzenmaximierung – und sie sich so etwa in einer Volksabstimmung gegen eine von außen oktroyierte Autarkiepolitik entscheiden – gehören delegitimiert. Die neoliberale »Form von Governance ist zutiefst skeptisch gegenüber pluralistischer Demokratie und verlegt sich stattdessen auf einen technokratischen Politikmodus mit autoritären Anklängen«, so Biebricher.

Damit wären wir wieder bei dem oben beschriebenen Paradoxon: Der Neoliberalismus regiert ohne Neoliberale, er ist eine Klassenkampfmaschine, die ihre Ideologie hinter Technokratie verschwinden lässt. Daher ist seine Verwirklichung identisch mit seinem Verschwinden als weltanschauliches Projekt. Die freiwillige intellektuelle Selbstbescheidung war der Theorie von Beginn an eingeschrieben. Im Grunde ist der Neoliberalismus eine brutale Reduktion der klassischen liberalen Tradition von David Hume bis John Stuart Mill auf wenige vage Glaubenssätze wie Eigenverantwortung, Nutzenmaximierung, Sparsamkeit. Ihr entspricht die Entwicklung eines Sets von Regierungstechniken, die alles das, was über diese einst aufklärerische Tradition hinausweist, ebenso brutal zurechtstutzt. Neoliberalismus ist streng genommen keine Theorie, die es zu widerlegen gilt. Daher sein Fortleben ungeachtet aller Todesanzeigen. Auch zukünftig werden Linke darüber streiten, ob sie anstatt dieses N-Wort zu verwenden doch lieber öfen von Kapitalismus sprechen. Sie sollten dabei bedenken, dass Kapitalismus immer »Klassenkampf von oben« meint. Die Kurzformel für diesen lautet Neoliberalismus.

Thomas Biebricher: Die politische Theorie des Neoliberalismus. Suhrkamp, 345 S., br., 22 €.



ABB.: ND



Fun ist ein Hamsterrad

Immer weiter, immer besser: Anja Röcke über ihr Buch »Soziologie der Selbstoptimierung« und die schwierige Frage, ob man wirklich möchte, was der neoliberale Kapitalismus von einem will

Haben Sie heute morgen schon Ihre Leistung gesteigert?

Ich hatte heute früh ein Bewerbungsgespräch. Ich hoffe, meine Leistung war ausreichend, aber gesteigert habe ich sie nicht. Ich selber bin keine übertriebene Selbstoptimiererin.

Wie erkenne ich denn den Unterschied zwischen Selbstverbesserung und Selbstoptimierung?

Es gibt einen Graubereich zwischen Selbstoptimierung und Selbstverbesserung. Ich habe in meinem Buch drei Kriterien identifiziert, mit Hilfe derer man Selbstoptimierung in analytischer Hinsicht definieren kann. Zuerst auf der zeitlichen Ebene, denn Selbstoptimierung ist ein Prozess, der zeitlich eng begrenzt ist. Es gilt: Immer weiter, immer besser! Es gibt keinen finalen Endpunkt. Auf der sozialen Ebene ist Selbstoptimierung strikt auf die eigene Person bezogen, erfolgt also im eigenen Interesse.

Auf der sachlichen Ebene gibt es nochmals drei Kriterien: Perfektibilität, Überbietung und der Gedanke der Optimierung selbst: Wer sich selbst optimiert, muss die Ergebnisse regelmäßig kontrollieren, die einzelnen Parameter gegeneinander abwägen und einen Mehrwert erreichen. Es soll sich ja lohnen. Das sind auf der analytischen Ebene drei Kriterien für die Unterscheidung. Aber es ist in den seltensten Fällen so, dass Menschen genau überlegen, was sie da eigentlich tun.

Schlaf-Apps, Ritalin, Marathon laufen: Warum tun sich das so viele Menschen freiwillig an?

Selbstoptimierung ist für viele Menschen attraktiv, weil man währenddessen Selbstwirksamkeit erfahren kann. Ich setze mir ein konkretes Ziel und erreiche es dann auch. Über die Zeit kann ich meine Ziele sogar steigern und mich selbst verbessern. Negativ betrachtet, könnte man auch sagen, dass diese Menschen in einem Hamsterrad feststecken. Selbstoptimierung charakterisiert sich eben durch die Logik der Entgrenzung und der Überbietung. Und das kann krank machen. Aber man kann es auch positiv wenden und sagen, dass man in dem Prozess der Selbstoptimierung dauerhaft Selbstwirksamkeit erfährt.

Seit der Coronakrise wurde oft darüber gesprochen, dass Menschen das Gefühl der Selbstwirksamkeit fehlt. Haben selbstoptimierende Prozesse während der Pandemie zugenommen?

Ich glaube ja. Für viele Menschen fallen zum Beispiel Urlaub und die meisten Freizeitangebote weg, sodass sie Zeit haben, um sich um die Selbstoptimierung zu kümmern. Endlich Zeit, sich für das Joggen einen Trainingsplan anzulegen. Es gibt auch Zahlen aus dem Bereich der Schönheitsoperationen, die zeigen, dass zum Beispiel mehr Botox gespritzt wird.

Das könnte daran liegen, dass man den ganzen Tag in Videokonferenzen sitzt und dadurch die Aufmerksamkeit stärker auf dem Gesicht liegt. Eventuelle Wunden oder Narben lassen sich im Homeoffice ganz gut verstecken. Durch die Maskenpflicht haben vielleicht auch mehr Menschen das Bedürfnis, um die Augen herum nicht müde aussehen zu wollen. Durch Homeoffice und Homeschooling ist für viele die Notwendigkeit zu optimieren da, weil der Druck gestiegen ist.

Sie schreiben, dass durch Selbstoptimierung der wirtschaftliche und gesellschaftliche Status quo stabilisiert wird. Was genau meinen Sie damit?

In der Soziologie sprechen wir von der Akteurs- und der Gesellschaftsebene oder von Mikro- und Makroebene. Gesamtgesellschaftliche Prozesse wie Beschleunigung oder Ökonomisierung werden von Menschen auf der individuellen Ebene häufig mitgetragen. Selbstoptimierende Prozesse können daher auch als ein Weg gesehen werden, um gesellschaftliche Dynamiken zu stabilisieren und zu reproduzieren. Eben weil Menschen entsprechend der Vorgaben des System an sich selber arbeiten, die Vorgaben umsetzen und damit dieses System am Laufen halten.

Wendet sich der Optimierungswille vieler Menschen nicht auch nach innen, weil das Außen – die Welt – zu komplex ist?

Das kann auch eine Motivation sein – und nicht erst seit Corona. Unsere westlichen Gesellschaften werden als zunehmend komplex und undurchschaubar wahrgenommen. Da könnte es sich für einige so anfühlen, als ob politisches Engagement nichts bringt (ich glaube das nicht!). Im Gegensatz dazu erscheint es aber höchst ertragreich, sich auf die eigene Person zu fokussieren, weil man da eben schnell ein Ergebnis sieht.

Kann Selbstoptimierung nicht auch Gemeinschaft stiften?

Prinzipiell ist die Selbstoptimierung eine individualistische Praxis. Aber gleichzeitig kann sie auch vergesellschaften, wenn ich

mich über das Optimieren einer bestimmten Gruppe anschließe, beispielsweise im Fitnessstudio. Wenn es für die Leute, mit denen ich trainiere, dazu gehört, leistungssteigernde Pillen zu nehmen, dann werde ich das vielleicht auch tun, um Teil dieser Gruppe zu werden. Insofern hat Selbstoptimierung immer auch eine soziale Einbettung.

Gibt es denn die Möglichkeit, sich diesen Praktiken zu entziehen?

Wenn sich mein gesamtes soziales Umfeld aus Selbstoptimierer*innen zusammensetzt, verliere ich im Zweifelsfall viele oder gar alle Kontakte, wenn ich keine Lust mehr habe. Wer breiter gestreute Kontakte oder noch andere Interessen hat, die auch außerhalb der Selbstoptimierung Bestand haben, dann fällt es einem leichter nicht mehr mitzumachen. Oder wenn man eine Arbeitsstelle hat, bei der man nicht auf Optimierung angewiesen ist und darauf verzichten kann. Sich Selbstoptimierung entziehen zu können ist eine Frage von Strukturen, aber eben auch von sozialem, ökonomischem und kulturellem Kapital.

Hat sich der Zwang zur Selbstoptimierung über die Jahrzehnte demokratisiert?

Es hat auf jeden Fall eine Ausdifferenzierung gegeben, zum Beispiel bei Nahrungsergänzungsmitteln. Die Preise waren früher auf Apothekenniveau, mittlerweile gibt es sie für jeden Geldbeutel. Insofern geht mit der ge-

INTERVIEW



Anja Röcke ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Sozialwissenschaften der Humboldt-Universität zu Berlin. Bevor sie sich mit Selbstoptimierung beschäftigte, wollte sie zu den Auswirkungen der Bologna-Reform auf Studierende forschen. In diesem Zusammenhang ging es immer wieder um das Thema Selbstoptimierung – und schließlich blieb es dabei. Ihr Buch »Soziologie der Selbstoptimierung« ist kürzlich bei Suhrkamp erschienen. Das Gespräch führte Lena Fiedler.

sellschaftlichen Verbreitung auch eine Demokratisierung einher.

Seit der Hartz-IV-Reform werden ja auch Arbeitslose dazu angehalten, sich zu optimieren.

Das ist ein Beispiel dafür, dass sich die Logik der Selbstoptimierung in den unterschiedlichsten Bereichen zeigt und mehr ist als eine Spielerei von Leuten, die genug Zeit und Geld haben. Es geht so weit, dass bestimmte Institutionen oder Organisationen zur Optimierung drängen. Hartz IV ist Teil einer gesellschaftlichen Orientierung, die auf immer mehr Leistung setzt. Gerhard Schröder sagte damals: »Es gibt kein Recht auf Faulheit.«

In Ihrem Buch schreiben Sie, dass Sie Selbstoptimierung auch außerhalb der kulturkritischen Rahmungen betrachten wollen, die normalerweise bei dem Thema vorherrscht.

Mir ging es darum zu betonen, dass eine ausschließlich kulturkritische Rahmung zu einseitig ist, weil sie ausblendet, dass Selbstoptimierung eine sehr breite und tiefe gesellschaftliche Verankerung hat und auch die Subjekte selbst involviert. Sie agieren in der Regel nicht rein fremdgesteuert und können in der Optimierung auch eine Form von Selbsterfüllung finden. In meinem Buch ging es mir darum, verschiedene theoretische Perspektiven auf das Phänomen aufzuzeigen.

Sind Sie als wissenschaftliche Mitarbeiterin auch Selbstoptimierungsdruck ausgesetzt?

Der wissenschaftliche Betrieb ist insgesamt ziemlich durchoptimiert, auch nicht erst seitdem man über Selbstoptimierung spricht. Viele Mitarbeiter*innen müssen sich letztlich optimieren, um sich im wissenschaftlichen Feld durchzusetzen, müssen also beispielsweise effizient an ihrer »Performance« und an ihrem »Output« arbeiten.

Haben Sie durch die lange Beschäftigung mit Selbstoptimierung eigentlich eine Warnlocke entwickelt?

Ich glaube ja. Viele Beispiele sieht man im Alltag, aber der Optimierungsdruck hat natürlich auch ganz viel mit gesellschaftlichen Strukturen zu tun. Einer der Bereiche, die mich am Thema Besonders interessieren, ist das Verhältnis von Selbst- und Fremdbestimmung, also die Frage: Wie selbstbestimmt ist Selbstoptimierung eigentlich, wie stark wird sie von der Gesellschaft vorgeschrieben und ist dann entsprechend fremdbestimmt?